



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Classen, August: Der Mißbrauch des Wortes Entwicklung.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Tschechen behaupten, ein „Bollwerk“ der Monarchie gegen das deutsche Reich zu sein. Die Ungarn sind, wie sie sagen, selbständig und denken nur an sich, die Polen hoffen selbständig zu werden, die Slowenen sind zu schwach, die Deutschen unzuverlässig, die Tschechen allein halten zu Österreich, ohne sie gibt es kein solches. Und darauf folgt der Schluß: Siehst du, Krone, wir allein erhalten dich, du lebst von unsrer Gnade, folglich mußt du uns immer auch zu Willen sein. Darauf ist mit Plener zu antworten: Seid ihr wirklich österreichische Patrioten, seid ihr Österreicher erster Klasse, so legt euch dieses Privilegium auch Pflichten auf, die es euch verbieten, eure nationalen Ansprüche auf die Spitze zu treiben und damit alle Tage den Widerstand der Deutschen herauszufordern, sie haben dann Pflichten als Österreicher, aber auch als nationale Partei, die Pflicht der Mäßigung und die der Vorsicht. „Wenn Sie den Bogen bis aufs äußerste spannen,“ so rief Plener den Tschechen im Prager Landtage zu, „wenn Sie die Erbitterung des deutschen Volkes immer und immer wieder reizen, so mögen Sie für kurze Zeit eine große Befriedigung Ihrer nationalen Eitelkeit, Ihres nationalen Ehrgeizes erfahren, aber Sie werden die österreichischen Verhältnisse so verwirren, den Staat so unterwühlen und ihn durch Verstärkung der nationalen Gegensätze so zersetzen, daß eine Kalamität heraufbeschworen wird, wo sowohl Österreich als die tschechische Nationalität in der allergrößten Gefahr schweben werden.“

Mit dieser Weisssagung, die ich unterschreibe, schließe ich die Erörterung dieser Seite der Frage, um in einem nächsten Briefe, der für jetzt der letzte sein wird, einen Blick auf die Wirksamkeit des Schulvereins in Böhmen zu thun, der das andre Hauptmittel der Verteidigung gegen die Tschechen ist und bessere Erfolge gehabt hat als der Kampf der Deutschen mit parlamentarischen Waffen.



Der Mißbrauch des Wortes Entwicklung.

Von August Classen.



Ich geheimnisvollen Zauber empfinden wir nicht, wenn wir eine Raupe beobachten, wie sie heranwächst und sich einspinnt, um eine Puppe zu werden, und wie der farbenreiche Schmetterling aus der Puppe hervorbricht, seine Flügel allmählich entfaltet und schließlich im Sonnenschein davon flattert! Wir sehen klar vor unsern Augen, wie ein Geschöpf aus einfacherer Gestalt durch einen dumpfen,

unvollkommenen Zustand hindurch sich zu einem herrlichen, frei beweglichen, zart gegliederten Falter entwickelt. Kein Wunder, daß man schon in alten Zeiten diese Erscheinung als Sinnbild für das Schicksal der menschlichen Seele genommen hat, die durch den Tod zu höherm Dasein sich aufschwingen sollte. Die so aufeinander folgenden Erscheinungen deuten auf eine Kraft hin, die zweckmäßig waltet und strebt, einfachere Gestalten niederer Ordnung in höhere und vollkommeneren zu verwandeln.

Nun kommt freilich der Naturforscher und weist uns nach, wie überall mechanische Vorgänge als Ursachen aufzufinden seien, durch welche die Form des höhern Tieres notwendig aus den niedern Formen hervorgehen müsse; wie die physikalischen Agentien, Wärme und Licht, und andre den Stoff des Tieres erregen und bewegen, wie die chemischen Stoffe, indem sie zur Nahrung des Tieres werden, sein Wachstum und den Bau seiner Glieder möglich machen. Aber selbst dann, wenn wir alle Einzelheiten bis auf die Farben der Schüppchen, welche den zarten Staub des Falters bilden, auf mechanische Ursachen zurückgeführt haben, bleibt doch immer ein Rätsel bestehen, welches unser Gemüt zum ernstesten, wenn auch stets vergeblichen Nachdenken erregt, die Frage nach jener Kraft, welche die physikalischen und chemischen Agentien und Stoffe so benutzt, daß der Plan des organisierten Wesens wirklich zur Ausbildung gelangt. Daß ein zweckmäßiger Plan dem Ganzen zu Grunde liegt, kann garnicht geleugnet werden. Die einzelnen Teile des Tieres sind alle nur um des Ganzen willen da. Das Tier ist nicht eine bloße mechanische Mischung und Verbindung von Stoffen, wie ein Stein und ein Felsen, sondern jedes Glied und jedes Organ dient zum zweckmäßigen Gebrauch für die Einheit des Ganzen. Wer hat den Plan ausgedacht und das Ziel bestimmt, nach dem die Entwicklung des Tieres erfolgt ist? Diese Frage bleibt doch ungelöst, wenn auch die mächtigsten und berühmtesten Autoritäten auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete der Welt weißmachen wollen, sie sei gelöst. Die mechanischen Kräfte, durch welche die Materie bewegt wird, wie auch die Prinzipien des Darwinismus, Kampf ums Dasein, Zuchtwahl, Vererbung, und wie sie heißen mögen, sind nichts anders als Mittel zum Zwecke; der Gedanke dieses Zweckes, welchem die organische Gliederung diene, kann nicht durch sie erklärt werden. Will man dem mechanisch bewegten Stoffe die Fähigkeit zusprechen, Gedanken zu erzeugen, so macht man einen logischen Sprung zu einem Dogma, welches niemals bewiesen werden kann; und wenn man glaubt, mit dem Worte Entwicklung der organischen Form das Rätsel aufzuhellen, so täuscht man sich und andre über die Bedeutung des Wortes.

Das Wort Entwicklung deutet hin auf einen Gedanken, den wir nicht erdacht haben, aber es erklärt ihn uns nicht und macht ihn nicht begreiflich. Das macht den Begriff der Entwicklung so anziehend und verleibt ihm einen geheimen Zauber, aber es verlockt zugleich die spekulativen Köpfe, ihn in schranken-

losem Umfange zu mißbrauchen. „Den Entwicklungsgedanken — sagt W. Wundt im Vorwort zu seiner großen Ethik —, der heute in alle biologischen Wissenschaften siegreich eingedrungen [ist], hat zum erstenmale in seiner umfassenden Bedeutung die Naturphilosophie Schellings und seiner Schule zur Geltung gebracht. Aber auf wie anderm Grunde ruht heute dieser Gedanke als damals! Dort ein Gewebe phantastischer Ideen, durch eine allen Regeln des exakten Denkens widerstreitende Methode zusammengehalten, hier eine Theorie, die zwar mannichfacher und zum Teil unzureichender Hilfs-hypothesen nicht entbehrt, deren Basis aber doch die Erfahrung bleibt.“

In der That, man hat mit Recht die Forderung erhoben, daß wir nur da von einer Entwicklung reden dürfen, wo es sich um Erfahrungen handelt. Es müssen verständliche Thatfachen sein, die jeder Entwicklung zu Grunde liegen. Wir beobachten, wie sich aus dem Samentkeim die Pflanze, aus der Knospe das Blatt, der Zweig, die Blume entwickelt, wie aus Zeugungstoffen Tiere hervor-gehen. Wir können alles Heranwachsen von Pflanzen und Tieren als Ent-wicklung bezeichnen. Wir sehen eben die Keime und Anfänge, und begreifen ihre Zunahme und ihre Entfaltung durch Hinzutreten neuer Stoffe mit neuen Kräften. Ja wir können auch Städte und Gemeinden vor unsern Augen sich entwickeln sehen. Etwas gewagter ist es schon, im übertragenen Sinne das Wort Entwicklung auf geistige Anlagen und Fertigkeiten anzuwenden. Dennoch sprechen wir mit Recht von der Entwicklung einer Kunstrichtung, eines Bau-stiles, einer Malerschule, sobald wir durch den Anblick der betreffenden Werke den Beweis dafür erbringen können. Nur das ist heutzutage als ein großer Irrtum erkannt, nach Schellings Vorgang von der Entwicklung des Absoluten, des Weltgeistes oder solcher Ideen zu reden, die nur von uns erdacht sind und sich nirgends unsern Sinnen darstellen. Läßt man sich hierauf ein, so giebt es eben idealistische Systeme, die wohl eine Begeisterung und einen vor-übergehenden Rausch in den Köpfen anrichten können, aber die Erkenntnis der wirklichen Welt nicht im mindesten fördern, sondern nur verwirren.

Nun fragt sich's, ob man denn in unsern Tagen wirklich immer die Er-fahrung zu Grunde legt, wenn man von der Entwicklung redet. In alle bio-logischen Wissenschaften — sagt Wundt — ist der Entwicklungsgedanke sieg-reich vorgeedrungen. Ja, gewiß nur zu siegreich, weit über alle Grenzen der Erfahrung hinaus; und von da aus ist er übertragen worden in die historischen, politischen, sozialen Wissenschaften, ja zuletzt sogar in die Wissenschaft vom Sittengesetz durch Wundts Beispiel in seiner Ethik. Mit Hilfe des Entwicklungs-gedankens hofft eine ganze philosophische Richtung, die sich Evolutionismus nennt, die Schranken aller religiösen Vorurteile, die Fesseln der orthodoxen Theologie niederreißen zu können zum Besten der Freiheit des Menschen-geschlechtes. Sagt doch Kuno Fischer emphatisch und scheinbar tiefkönnig: „Die Welt ist die Entwicklung der Freiheit,“ ein Wort, über dessen Sinn man

lange streiten kann. Gerade in jenem Lande, welches der protestantischen Theologie und Kirche die denkbar härtesten und starrsten Formen gegeben und bis in die neueste Zeit bewahrt hat, in England und Schottland, zeigt sich gegenwärtig eine mächtig zunehmende Ausbreitung der evolutionistischen Denkart durch den Anstoß, den einerseits die englische Moralphilosophie, andererseits der Darwinismus gegeben hat. In Deutschland sind wir auch glücklich so weit gekommen, daß eine weitverbreitete Denkart alles Heil für die Zukunft von der beständig mit Naturnotwendigkeit fortschreitenden Entwicklung zu idealen Zuständen erwartet. Selbst die unheimlichsten Mächte der Zerstörung, die jeden Augenblick bereit sind, wenn sie ihre Utopien vereitelt sehen, gegen Gesetz und Ordnung loszubrechen und auf die Trümmer alles Bestehenden ihre phantastischen Neuschöpfungen aufzubauen, sie gewinnen die fanatische Zuversicht zu dem schließlichen Sieg ihrer Bestrebungen durch den Gedanken der Entwicklung. Die Ideale eines Bebel und Liebknecht sollen sich auf jeden Fall entwickeln, wenn nicht auf friedlichem Wege, dann durch Gewalt und Umsturz. Man bemerkt in seinem Fanatismus garnicht den Widerspruch, der zwischen dem Gedanken der Entwicklung und dem gewaltsamen Eingriff in den Prozeß derselben liegt.

Durch das Prinzip der Entwicklung, den genetischen und insbesondre den phylogenetischen Gedanken erklärt der Darwinismus und die Bervollkommnung desselben im Häckelismus die Entstehung der Arten. Kein Zweifel regt sich heute mehr in der Seele eines Biologen, daß die ganze Stufenfolge der gesamten organischen Lebewesen, die wir teils noch vor Augen sehen, teils in den fossilen Nesten der Vorzeit bewundern, wirklich von den einfachsten Zellenwesen bis zum Menschen hinauf sich durch Vererbung, Zuchtwahl und Kampf ums Dasein, stets eine Art aus der andern, entwickelt habe. Was würden die Führer der Bewegung darum geben, wenn es erst einmal gelungen wäre, organische Zellen aus unorganischen Stoffen künstlich zu machen! oder nur den Nachweis durch Beobachtung zu liefern, wie sich aus dem Urschleim die ersten Lebewesen entwickeln! Mit welchem Jagdeifer gehen die Anthropologen darauf aus, wirkliche Übergangsstufen zwischen Affen und Mensch zu entdecken! Hieß doch das Thema eines populären Vortrages von einem unsrer ersten Physiologen: „Wir husten, weil wir von den Fischen stammen.“ Kein Zweifel ist es für die berühmtesten Gelehrten, daß das erste Denkvermögen sich zu entwickeln anfang, als unsre Urahnen in Gestalt von Batrachiern nach Blättern zu schnappen und wohlschmeckende von widerwärtigen zu unterscheiden lernten. Welchen Stolz empfindet der Kulturmensch von heute, wenn er sieht, wie wir es in der Entwicklung so herrlich weit gebracht haben!

Wenn nur die Erfahrung diese Theorie ein einziges mal wirklich bestätigen wollte! Aber da werden wir immer abgespeist mit der Entgegnung: Sa wenn wir nur tausend oder wenigstens einige hundert Jahre Zeit hätten zu unsern

Beobachtungen, dann würden wir sicher nachweisen können, wie eine Art sich in die andre verwandelt. Einstweilen müssen wir uns mit Analogieschlüssen behelfen. Wenn wir auch bis jetzt nur Spielarten und Abarten künstlich hervorgebracht haben durch Veränderung der Lebensweise der Tiere, so zweifeln wir doch nicht daran, daß nach mehreren hundert Jahren völlig neue Arten daraus entstehen würden. Und wenn wir selbst nicht mehr darauf einwirken können, so wird es schon die natürliche Entwicklung selbst besorgen.

Welche Thatsachen lernen wir dagegen wirklich durch unsre Erfahrung? Sobald der Einfluß des Menschen aufhört, auf die Tierrassen einzuwirken, und diese denselben Lebensbedingungen wieder zurückgegeben werden, unter denen ihre Urahnen lebten, so werden sie in allen Eigenschaften diesen wieder so völlig gleich im Laufe weniger Generationen, daß man sie nicht mehr unterscheiden kann. Alle unsre Haustiere werden ohne den Einfluß der Menschen den ursprünglichen Lebensbedingungen zurückgegeben, wieder eben dasselbe, was ihre Urahnen gewesen sind. Dagegen schützt sie kein Gedanke und kein Prinzip der Entwicklung. Tiere aber, die nicht dem menschlichen Einfluß unterworfen sind, zeigen heute noch ganz genau denselben Typus wie ihre Ahnen vor mehreren tausend Jahren, ja sogar wie die fossilen Reste ihrer Vorfahren aus den ältesten Schichten der Erdrinde. Ebenso sehen wir Pflanzen, die der veredelnden Zucht des Gärtners nicht mehr unterworfen sind, oft genug, sobald sie verwildern, den ursprünglichen Typus zuweilen schon in der nächsten Generation wieder annehmen. Wie wunderbar nimmt es sich aus, wenn ein so schlagfertiger, altberühmter Verteidiger des Entwicklungsgedankens wie Karl Vogt in der Absicht, menschliche Einrichtungen und beschränkte Vorurteile zu geißeln, in geistreichem Feuilletonstil „über den ältesten Adel in der Tierwelt“ schreibt, wie er vor kurzem erst in einer illustrierten Zeitschrift gethan hat, und wenn die Thatsachen, die er beschreibt, dann geradezu gegen die fortschreitende Entwicklung von niedern zu vollkommenen Formen sprechen! Er selbst fängt im Golf von Genua im Fischerboote lebendige kleine Brachiopoden, die gewissen fossilen Arten in den kambrischen Schichten völlig gleichen. Sie zeigen keine Fortbildung zu höherer Stufe der Organisation, sagt er, und teilt uns mit, daß zwei noch lebende Gattungen von Muscheln ihre Vertreter in den silurischen, zwei andre in den devonischen Schichten haben. Im Jurakalk finden sich wenigstens drei noch lebende Arten, im Muschelkalk Württembergs Exemplare von Fischen (*Ceratodus*), die noch in Australien und Afrika leben. Daran kann ja nun der geistreiche Spötter beliebige Anmerkungen über die Thorheit der Vorurteile des alten Adels knüpfen, die Thatsachen sprechen klar genug gegen die fortschreitende Entwicklung von niedern zu höhern Formen. Der Entwicklungsgedanke selbst stellt sich als eine bloß spekulative Reflexion, wenn man will, als ein beschränktes Vorurteil der Gelehrten heraus, die sich weigern, das Bekenntnis abzulegen, daß sie über die Entstehung der Arten im letzten Grunde überhaupt nichts wissen.

Vergegenwärtigen wir uns doch nur die ältesten bekannten Tierbilder auf den Denkmälern Afiens und Agyptens, oder vergleichen wir die immerhin recht alten Tierbeschreibungen des Aristoteles oder Plinius mit unsern Kenntnissen der Tierwelt. Wenn auch einige Fabeln dabei mit unterlaufen wie die vom Salamander, der im Feuer lebte, oder den Eintagsfliegen, die aus dem Schlamm an sumpfigen Gewässern entstehen, so sind diese doch einfach durch die Unvollkommenheit der Beobachtung zu erklären. Im allgemeinen müssen wir uns davon überzeugen, daß zu den Zeiten der alten Griechen und Römer alle Tiere genau so ausgesehen haben wie heutzutage ihre Nachkommen. Die Beschreibung der Bienen und Ameisen bei Aristoteles könnte man heute noch beinahe muster-gültig nennen; und daß die Vögel im fünften Jahrhundert vor Christus ebenso gesungen haben wie heute, ersehen wir aus der komischen Nachahmung ihrer Stimmen in den Vögeln des Aristophanes. Die ältesten Denkmäler des Menschen-geschlechts lassen uns überall dieselben Formen der Tierwelt erkennen wie heute. Von der Ausrottung und dem Zugrundegehen vieler Arten erzählt uns die Geschichte der Revolutionen und Neubildungen der Erdrinde, die fortschreitende Entwicklung von niedern zu höhern Formen der Organisation ist nur ein Gedanke von uns, der nirgends thatsächlich in der Erfahrung bestätigt wird.

Was wir, ohne durch spekulative Vorurteile befangen zu sein, aus den fossilen Blättern der Urgeschichte unsrer Erde lernen können, ist die unzweifel-hafte Erkenntnis, daß alle organischen Geschöpfe nur unter bestimmten Be-dingungen und Verhältnissen leben können, und daß sie zu Grunde gehen, wenn diese aufhören. Wie weit es einzelnen Arten möglich ist, durch Anpassung ihrer organischen Bildung neuen und veränderten Lebensbedingungen entgegenzu-kommen, ohne zu Grunde zu gehen, darüber haben wir noch sehr unvollkommene Kenntnisse. Daß diese Möglichkeit der Anpassung nicht ins Unbegrenzte geht, dafür ist eben der Beweis, daß zahlreiche Arten thatsächlich durch die Ver-änderung der Lebensbedingungen untergegangen sind. Aber diese von der Erde verschwundenen Arten, deren fossile Reste wir finden, als unvollkommenere Stufen anzusehen, aus denen sich die heutigen noch lebenden als vollkommenere ent-wickelten, ist ein Gedanke, dem alle Berechtigung fehlt. Was nennen wir denn vollkommen in Bezug auf organische Bildung? Wenn ein lebendiges Geschöpf so eingerichtet ist, daß es unter den gegebenen Lebensbedingungen im Kampf ums Dasein sich erhalten und fortpflanzen kann, so sind wir nicht imstande, etwas Vollkommeneres in seiner Art uns auszudenken. Aber wenn die Lebens-bedingungen sich plötzlich ändern wie bei großen Erdkatastrophen, da können auch die vollkommensten, bestorganisirten Individuen zuweilen nicht mehr die Fähigkeit haben, sich an die neuen Verhältnisse anzupassen. Wenn wir Reste von verschwundenen Arten versteinert finden, so dürfen wir doch nicht schließen, daß sie deswegen zu Grunde gegangen sind, weil sie eine unvollkommenere Stufe

der Organisation darstellten, sondern weil sie nur für diejenigen Lebensbedingungen vollkommen zweckmäßig eingerichtet waren, die bei irgend einer großen Umwälzung aufhörten, da zu sein.

Die Paläontologie zeigt uns jedenfalls, daß die Mannichfaltigkeit der Organismen in vorhistorischen Perioden größer war als heutzutage. Wenn es früher Geschöpfe gab, die zwischen Vögeln, Fischen und Eidechsen die merkwürdigsten Übergänge und Verbindungen darstellten, so kann man diesen Reichtum der Bildungen unmöglich als eine niedere Stufe der Organisation betrachten. Im Gegenteil, die Erde ist in historischen Zeiten nur ärmer an organischen Formen geworden. Unsere heutige Erfahrung spricht von untergehenden und aussterbenden Arten, aber niemals von neugeschaffenen, die sich auf die Dauer erhalten. Noch deutlicher als bei den Tieren tritt uns die Abnahme der Mannichfaltigkeit und Großartigkeit der Gewächse in der Pflanzenwelt entgegen. Wir wissen bestimmt, daß ungeheure Waldgebiete in allen Erdteilen durch den Einfluß der Menschen zu Grunde gegangen sind, und daß öde, steinige Wüsten heutzutage nur zu häufig jedem Kulturbesteben Widerstand leisten, obwohl sie früher von Wald und fruchtbaren Äckern bedeckt waren. Wälder von der überschwänglichen Saft- und Kraftfülle, wie jene, die einst die Bildung der Steinkohlen verursachten, sind heute auf der Oberfläche der Erde auf mäßige Gebiete eingeschränkt. Wo bleibt da der Gedanke der beständig fortschreitenden Vervollkommnung?

Aber noch weit weniger glückt es uns, diesen Gedanken in der Naturgeschichte des Menschengeschlechtes durchzuführen. Die ersten Schädel, die man in der Kreideformation fand, mußten natürlich mikrozephal sein; die Anthropologen wollten durchaus, daß die ältesten Formen unsrer Urahnen unvollkommener entwickelt seien als die heute lebenden. Aber leider machte wieder die weitere Erfahrung einen großen Strich durch die Theorie, da andre Funde menschlicher Schädel und Knochen gemacht wurden, die sich in gar nichts von den vollkommensten Gestalten unsrer Zeit unterscheiden. Sa sogar künstlich bearbeitete Gerätschaften, die man mit den Gebeinen der ältesten Menschen gefunden hat, lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß dieselben eine weit höhere Kultur erworben haben mußten, als heute noch manche Inselbewohner der Südsee besitzen. Dichter, die es lieben, naturwissenschaftliche Themata zu besingen wie Schefel und der Graf von Schack, haben uns freilich mit lebhaften Farben geschildert, wie unvollkommen und roh die Urmenschen zwischen den Ungeheuern der Urwelt traurige und angstvolle Tage verlebten; aber wo wir in der That Reste der ältesten Menschen gefunden haben, spricht alles nur für die Herrschaft, die schon damals die kräftigsten und begabtesten Menschen über die Welt der Tiere und Pflanzen geübt haben. Dichter haben ja Freiheiten, die dem strengen Forscher nicht zustehen.

Auch die Ausgrabungen im Diluvium und Alluvium, die man heutzutage

mit großem Eifer betreibt, haben niemals Spuren aufgezeigt, daß die vorgeschichtlichen Menschen schwächer oder unvollkommener gebildet gewesen seien als die heutigen. Im Gegenteil, man hat oft genug geglaubt, Gebeine von riesenhafter Größe zu finden, die schließlich doch niemals dasjenige Maß überschritten, welches heute noch die größten unsers Geschlechts erreichen. Die gespannte Erwartung, endlich einmal Übergangsstufen vom Affen zum Menschen zu finden, ist immer wieder getäuscht worden. Und die ältesten geschichtlichen Überlieferungen, die wir besitzen, geben nie eine Andeutung, daß man die Urahnen jemals in einem unvollkommeneren Zustande sich vorgestellt hätte. Vielmehr finden wir überall wie bei Homer die Klage, daß die gewaltige Kraft und selbst die Weisheit der Urahnen den Enkeln entschwunden sei. Das mag freilich auch mit auf die Rechnung der poetischen Lizenz zu setzen sein, aber sicher spricht es nicht für die Theorie der beständig fortschreitenden Vervollkommnung. Wie lächerlich die Theorie der Entwicklung des Farbensinnes, die zuerst von Mr. Gladstone angeregt wurde, zu Grunde gegangen ist, seit man die Völker auf den niedersten Stufen der Kultur untersucht hat, ist noch frisch in unserm Gedächtnis. Man hätte sich diese große Mühe sparen können, wenn man im Herodot die Aufzählung der mannichfaltigen Farben auf den Mauerzinnen von Ekbatana nachgesehen und nicht die Augen verschlossen hätte gegen die Denkmäler der ältesten ägyptischen und assyrischen Kunst.

Überall aber, wo wir thatsächlich geschichtliche Dokumente aus dem Altertum besitzen, können wir sicher niemals auf eine geringere geistige Entwicklung der Urheber schließen. Unsere Historiker scheinen auch frei von dieser phantastischen Theorie zu sein, nur die Naturforscher glauben sich noch diese Freiheit gestatten zu können, umso mehr, je weniger historische Bildung sie haben. Mit welcher Bewunderung sah nicht Macauley zu Thukydides empor! Wie gewaltig verherrlichen nicht andre Schriftsteller den Cäsar! Und ob sich jemals ein deutscher Gelehrter an Umfang des Wissens und alles durchdringendem Scharffinn dem Aristoteles vergleichen konnte, will mir sehr zweifelhaft erscheinen. Wie die Geschichte der Erdrinde von untergegangenen Wäldern und verschwundenen Tierformen berichtet, so spricht die Geschichte des Menschengeschlechtes von vielen zu Grunde gegangnen Völkern, von verwüsteten Kulturen, von zerstörten Staaten, vom Sieg der Barbarei über die edelste Bildung, und der beständige Fortschritt zu höhern Bildungsstufen ist nur ein Gedanke von uns, der sich nirgends in der Erfahrung bestätigt findet. Alexander von Humboldt tröstete sich wohl, wenn ihm seine reiche Kenntniss ähnliche Betrachtungen aufdrängen wollte, mit der Annahme, daß die Kurve der Entwicklung des Menschengeschlechtes sich in Wellenlinien bewege, und es nur für den Lebenden ein unangenehmer Zufall sei, sich auf der absteigenden Linie einer Wellenerhebung zu finden; als solche erschien ihm nämlich die Geschichte seines Vaterlandes in den fünfziger Jahren.

Was ist es denn eigentlich, was die Besten unsers Volkes immer wieder wie mit unwiderstehlicher Macht zu der Voraussetzung bewegt, daß die Zustände des Menschengeschlechts sich beständig verbessern und zur Vollkommenheit entwickeln müßten? Gewiß sind es auch thatfächliche Erfahrungen in beschränkten Kreisen, die uns die Wahrnehmung fortschreitender Entwicklung gewähren, und die wir geneigt sind in unberechtigter Weise zu verallgemeinern. Jedes normale Heranwachsen eines organischen Gebildes können wir als eine Entwicklung von niedrer zu höherer Stufe betrachten, auch wenn es sich nicht im eigentlichen Sinne um ein Abwerfen von Hüllen wie bei der Puppe des Schmetterlings handelt. Überall, wo sich Keime und Anlagen weiterbilden, da reden wir mit Recht von Entwicklung, und können dieselbe auch wie alle Erscheinungen der Natur begreifen. Auch dürfen wir das Wort gewiß auf geistige Anlagen des Menschen übertragen, die sich zu Fähigkeiten und Fertigkeiten ausbilden. Wir dürfen es auch anwenden auf die Thätigkeit vieler, die sich zu gemeinsamer Arbeit verbunden haben. Wir sehen Gemeinden, Staaten, Städte, Kirchen, schließlich Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft sich entwickeln. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß jede Entwicklung von innen heraus aus Gründen, die in der Anlage selbst vorhanden sind, stattfinden muß, und daß wir da nicht von Entwicklung reden dürfen, wo Einwirkungen von außen allein das Ganze zu stande bringen. Ein Haus z. B., welches die Maurer auführen, entwickelt sich nicht von selbst oder von innen heraus; höchstens der Plan desselben kann sich im Kopfe des Baumeisters entwickelt haben. Ein Stein, ein Berg, ein Lavaström, die ihre Form nur äußern, bewegenden Ursachen verdanken, entwickeln sich nicht, sondern ihre Form wird durch außer ihnen liegende Naturkräfte hervorgebracht.

Ebenso wenig entwickelt sich eine Form aus einer andern Form, wenn es nicht bei ein- und demselben Individuum geschieht, wie der Schmetterling aus der Raupe. Es ist einer von den schwerwiegendsten Mißbräuchen des Wortes Entwicklung, daß man ähnliche Formen verschiedner Arten sich auseinander entwickeln läßt, ohne sich um den Kausalzusammenhang der Umbildung zu kümmern. Fragt man nach der nähern Erklärung, so erhält man zur Antwort, daß durch den Kampf ums Dasein, Zuchtwahl, Anpassung an veränderte Lebensbedingungen u. s. w. während einiger tausend Jahre im Verlauf unzähliger Generationen solche Verwandlungen sich vollziehen könnten. Aber in vielen Fällen giebt man sich garnicht die Mühe, den ursächlichen Zusammenhang zu verfolgen, sondern man sucht nur nach ähnlichen Formen, die man nebeneinander stellt, nach Übergangsformen zwischen verschiedenen Arten, um zusammenhängende Entwicklungsreihen zu erhalten. Hat doch Hückel Stammbäume für alle Organismen entworfen, an denen wir deutlich sehen, wie sich aus dem gemeinsamen Stamme menschenähnlicher Affen als gleichberechtigter Nebenzweig neben dem Dran, Engaco und Gorilla auch der Mensch als homo

sapiens entwickelt. Simia loquax wäre an dieser Stelle vielleicht eine passendere Benennung gewesen, um anzudeuten, daß heutzutage die Affenähnlichkeit der Menschen noch keineswegs ausgestorben ist. Wenn man freilich bei diesen Entwicklungsreihen vergißt, daß im Worte Entwicklung der Begriff von Ursache und Wirkung steckt, und sich eine Form aus der andern entwickeln läßt, während doch jede Form nur die Wirkung des Inhaltes sein muß, welcher sie hervorbringt, dann kommt man eben zu solchen phantastischen Spekulationen, durch welche heute die Naturwissenschaft nur gar zu gern Philosophie und Geisteswissenschaften sich unterwerfen möchte. Die Berechtigung zum Entwerfe solcher Stammbäume für sämtliche Organismen wollen wir garnicht bestreiten, aber sie können nie etwas andres bedeuten, als ein Produkt unsrer Betrachtung der äußern Formen, niemals aber uns die Erkenntnis von dem wirklichen Kausalzusammenhang der Schöpfung und der Entstehung der Arten geben. Eine Lehre, welche diesen Unterschied mißachtet, verdient nicht mehr den Namen einer Wissenschaft, sondern höchstens den einer Schwärmerei in wissenschaftlichem Gewande.

(Schluß folgt.)



Gegensätze in der Kultur des Mittelalters.



ie früher so beliebte Rede von der Rohheit des Mittelalters ist in Mißkredit gekommen. Literatur, Kunst und Philosophie des Mittelalters haben zusammengewirkt, um es wieder mehr zu Ehren zu bringen. Was aber immer noch aufs höchste in Erstaunen setzt, ist der Umstand, daß die in jenen Jahrhunderten vorhandne Bildung einmal nur in wenigen Menschen diejenigen Früchte trägt, die wir von der Bildung erwarten, und daß sie in diesen selbst, noch vielmehr in der Mehrheit ihrer Zeitgenossen, Gegensätze bestehen läßt, die sich nach unsern heutigen Begriffen unmöglich vertragen. Wir wollen das in einigen Beispielen veranschaulichen.

Sollen wir beiläufig einen allgemeineren Grund angeben von der Verschiedenheit, die jene Zeit von der spätern, der des siebzehnten Jahrhunderts und der Folgezeit, trennt, so können wir uns an bekannte psychologische und volkpsychologische Erscheinungen halten. Wie das Kind vor allem begierig ist, die Zahl seiner Wahrnehmungen zu vermehren und den Schatz seiner Erfahrungen zu bereichern, wie es liebt, diese seine Errungenschaften immer wieder auszukramen, in hübsche Formen zu bringen, aber sich völlig unbekümmert zeigt um